

# Was halten Sie davon?

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **48 (1965)**

Heft 3

PDF erstellt am: **08.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

offenen Auseinandersetzung stellten; es lastet auch auf ihnen nicht mehr die furchtbare Entscheidung wie früher, da an den Ausgang, an Sieg oder Niederlage im Gespräch das konfessionelle Schicksal einer Stadt, einer Landschaft, eines Landes gebunden war. Trotzdem haben auch die heutigen Religionsgespräche ihren hohen Wert, und wir möchten sie nicht missen. Sie bringen die weltanschaulichen Gegensätze in konzentrierter Form auf den denkbar schärfsten Ausdruck. Die Umwelt bekommt durch diese Gespräche Einblick in Gegensätze, die sonst verborgen geblieben wären. So dringt die Kenntnis von den hier wirksamen Widersprüchen tief und weit in das Bewusstsein der gegenwärtigen Menschheit hinein, beunruhigt, stösst an und wühlt auf.

Und noch eins: Die Öffentlichkeit lernt nicht nur die Vorkämpfer aus den beiden Lagern kennen, sie lernt auch einsehen, wie ruhig, wie anständig, wie überlegen man heute auch über diese Gegensätze sprechen kann. Die beiden Gesprächspartner müssen sich selber gegenseitig ernst nehmen, wenn etwas Positives herauskommen soll. Von diesem gegenseitigen Ernstnehmen her ist dann meist nur noch ein Schritt zur gegenseitigen Achtung — und damit ist nun tatsächlich doch schon sehr viel gewonnen. Der konfessionell gebundene Fanatiker muss einsehen und sieht meistens auch ein, dass der ihm gegenüberstehende Partner mehr darstellt und auch mehr ist als eine Höllebrut, die man mit Verfluchungen und Kirchenstrafen möglichst rasch wieder in die Hölle zurückscheuchen muss. Der Partner aber, der unsere Auffassung vertritt, sieht seinerseits ein, dass ein konfessionell gebundener Partner auch nicht immer nur Zelos und Fanatiker ist, sondern oft ein innerlich unsicherer und ehrlich suchender Mensch, der entgegenkommt, soweit er aus seinen konfessionellen Voraussetzungen heraus überhaupt verstehen und entgegenkommen kann.

Und noch ein Vorteil: Die für solche Glaubensgespräche sich interessierende Öffentlichkeit freut sich nicht nur am Schauspiel, wenn in der lebhaften Aussprache die Argumente und Gegenargumente wie Federbälle hin und her geworfen werden, sie gewöhnt sich auch langsam an die Tatsache, dass heute allenthalben Männer und Frauen sich beherzt der konfessionellen Konvention entgegenstellen, den Christenglauben offen in Frage stellen und ebenso offen für ihre eigene, konfessionell nicht mehr gebundene Welt- und Lebensanschauung ein eindrückliches Zeugnis ablegen.

So trafen sich kürzlich in einem Düsseldorfer Podiumsgespräch der berühmte Soziologe und Philosoph Ernst Bloch, der sich überall und offen zu seinem Atheismus bekennt, und der junge katholische Theologe Prof. Metz von der Universität Münster. Die beiden hervorragenden Gesprächspartner gingen in eigener Selbstkritik und im gegenseitigen Verstehen so weit, dass Prof. Bloch für die schliesslich doch noch bestehenden Glaubensdifferenzen scherzhaft eine Art Naturschutzpark verlangte.

Wir hoffen, dass wir gelegentlich einmal eines dieser bedeutenden Religionsgespräche, als Exempel für viele andere, in unserem Blatte etwas ausführlicher darstellen können. O.

---

## Was halten Sie davon?

---

### *In eigener Sache*

Unser Gesinnungsfreund Karl Küster in Bremen, Herausgeber der Zeitschrift «Der Funke», hat aus Salzburg einen Brief erhalten, der mit den Worten beginnt: «Es wundert mich sehr, dass Sie den Schweizer ‚Freidenker‘ zum Vertrieb übernehmen, da doch der Schweizer ‚Freidenker‘ ein veraltet redigiertes Blatt ist.»

Der Briefschreiber stösst sich an den «Auseinandersetzungen mit der Kirche und ihren Lehren». Das habe früher einen Sinn gehabt,

«da die Leser durch die Schule religiös gut unterrichtet waren. Damals war es eine Ehrensache, in Religion eine 1 zu haben, und der Religionslehrer war eine Autorität.»

Diesem «*Damals*» stellt er das «*Heute*» gegenüber. Dieses sieht so aus: «Heute lernt fast keiner etwas im Religionsunterricht. Die Schüler haben kein Interesse an der Religion und melden sich nur deshalb vom Religionsunterricht nicht ab, damit sie eine Witz- und Gaudistunde (eine Entspannung) im Unterrichtsbetrieb haben.»

Diese Darstellung entbehrt jeder Ernsthaftigkeit. Denn: 1. wird die Jugend von heute religiös ebenso gründlich unterrichtet wie ehemals. Mit dem Kindergarten geht's an, dann kommen Sonntagschule, Religionsunterricht in der Schule, in der Kirche (Kinderlehre) und schliesslich noch der Konfirmandenunterricht.

2. stand es mit dem Verhalten vieler Knaben im Religionsunterricht schon früher nicht zum besten. Ursachen: Uebersättigung mit dem immerwiederkehrenden Stoff, der dem kindlichen Verständnis so gar nicht angepasst ist, und mangelnde persönliche Verbindung zwischen den Schülern und einem Lehrer, der wöchentlich nur eine oder zwei Stunden da ist. Das erfahren nicht nur Religionslehrer, sondern auch andere Fachlehrer, die nicht durch ein gewisses Etwas in ihrer Persönlichkeit oder durch die lebendige, packende Art ihres Unterrichts die jungen Leute einfach für sich gewinnen.

Der Briefschreiber muss in Salzburg in einer geistig besonders freien Umgebung leben, dass er die religiöse Hochflut unserer Zeit nicht bemerkt und demnach nicht einsieht, dass heutzutage Aufklärung über die Rolle der Kirche und den Widersinn ihrer Dogmen so notwendig ist wie je und je. Und es muss ihm entgangen sein, dass die Jugend von heute, die nach ihm nur des Gaudiums wegen sich nicht vom Religionsunterricht abmeldet, einige Jahre später, wenn's ans Heiraten geht, die Ehe von der Kirche einsegnen lässt, dann die Kinder durch die Taufe der christlichen Gemeinschaft «einverleibt» und bei Todesfällen den Pfarrer herbeiholt, den sie nach den Worten des Briefschreibers in den Religionsstunden als Hanswurst oder Hofnarren einschätzte!

Der Herr in Salzburg scheint es aber mit den Dingen überhaupt nicht gar ernst und genau zu nehmen, behauptet er doch, unser «Freidenker» sei auf die Schweizer abgestimmt, «wie schon der Name sagt». Er hat sich also nicht einmal die Mühe genommen, sich den Titel unseres Blattes rasch anzusehen, der nicht «Schweizer Freidenker», sondern einfach «Freidenker» heisst. Dass wir in erster Linie Verhältnisse und Vorkommnisse weltanschaulicher Art in unserem eigenen Lande besprechen, dürfte als selbstverständlich gelten. In Salzburg wird man sich auch wenig um den Posaunenengel kümmern, der auf einem Zürcher Friedhof steht.

Unser Gesinnungsfreund Küster in Bremen kennt unser Blatt schon lange. Er hat genau gewusst, was er tat, als er den Vertrieb übernahm. Wir danken ihm für seine Bemühungen.

*Redaktion*

### *Offener Brief an Herrn Pfr. Dr. Peter Vogelsanger, Zürich*

Sehr geehrter Herr Pfarrer, in der Weihnachtsausgabe 1964 der «NZZ» wandten Sie sich in einem umfangreichen Leitartikel an ein weiteres Lesepublikum, woraus dieses wohl das Recht ableiten darf, darauf so oder so, zustimmend oder ablehnend, zu reagieren. Von diesem Recht möchte ich gern in aller Kürze, wenn auch ein Weilchen post festum, Gebrauch machen.

Als Agnostiker und Freund des Evolutionären Humanismus angelsächsischer Prägung (Julian Huxley, Margaret Knight u. a.), aber auch der Wertphilosophie des deutschen Pfortekreises kann ich begreiflicherweise mit Ihrer «Weihnachtsbotschaft» nicht gerade viel anfangen: man wird sich überhaupt mit der leidigen Tatsache abfinden müssen, dass es Zeitgenossen gibt — vielleicht mehr als wir glauben —, die, ungeachtet einer gegenwärtig geradezu hektischen Betriebsamkeit der christlichen Kirchen, das abstruse christliche Dogma und die zugehörige zeitbedingt-primitive Do-ut-des-Moral mit Himmelsglück und Höllepein ablehnen (von der phantastischen sogenannten Interimsethik ganz zu schweigen). Ist es dem Menschen des 20. Jahrhunderts wirklich zu verargen, wenn er nach einem zeitgemäss-wissenschaftlichen Weltbild und einer auf wahrer Menschlichkeit, zum Beispiel Albert Schweitzers «Ehrfurcht vor dem Leben» gegründeten Ethik Ausschau hält?

Was mir aber die Feder in die Hand drückte, war der folgende Passus Ihrer Weihnachtsbotschaft:

«Und nun — stehen wir wirklich am Ende der Weihnacht? Stehen wir am Ende dessen, was Christus in diese Welt gebracht hat? Ist Weihnacht nur noch eine schöne Legende, eine liebliche, aber hoffnungslose Illusion, bestimmt, ein wenig Stimmung und Flitterglanz in die dunklen Tage des Jahres zu bringen, um dann nur desto grausamer bald wieder der rauhen Realität zu weichen?

*Viele denken so, und doch kann ich sie nicht begreifen und bin geneigt, an ihrer Intelligenz zu zweifeln.»*

Ihr letzter Satz veranlasst mich zu der Frage: Ist es nicht ein wenig überheblich und pharisäerhaft, Herr Pfarrer, und ein Zeichen unchristlicher Lieblosigkeit, Andersdenkende in Bausch und Bogen als geistig minderbemittelt zu etikettieren. Müsste es einem Christen, vielleicht sogar einem Doktor der Theologie nicht vielmehr gut anstehen, den Versuch zu machen, den Andersdenkenden als Weggefährten unserer irdischen Heimat zu verstehen, ihm jenes Mindestmass von Achtung zu bezeugen, auf das jeder unbescholtene Mitmensch Anspruch erheben darf?

Dixi et salvavi animam meam. —

Wallisellen, den 27. Januar 1965

Mit freundlichen Grüßen Ihres  
O. Bolliger, alt Bezirkslehrer,  
geb. 1893

## Schlaglichter

«Moralische Aufrüstung» — von innen gesehen

In der «Zürcher Woche» vom 22. Januar 1965 finden wir ein Interview, das der prominente Basler Schauspieler Adolph Spalinger diesem Blatt gegeben hat und das unter dem Titel «Los von Caux» publiziert ist. Spalinger berichtet über die Erfahrungen, die er mit der «Moralischen Aufrüstung» und ihrem «Kunst»-Betrieb gemacht hat. Die Herrschaften von Caux, die jetzt ihr Steuerdomizil im Kanton Luzern aufgeschlagen haben, weil man ihnen dort Steuerermässigungen gewährt, zu denen die Waadt nicht mehr bereit ist, haben sich ja seit einigem bemüht, mittels Film und Theater ihre verdächtige Propaganda zu führen. Spalinger, der sich unter dem Einfluss des Direktors der Basler «Komödie», Egon Karter, für eine Theatertournee der Caux-Leute hatte gewinnen lassen, ist nun nach einigen Vorstellungen aus seinem Vertrag mit der Begründung ausgesprungen: «Ich halte die Moral der ‚Moralischen Aufrüstung‘ nicht mehr aus.» Sie war ihm zu heuchlerisch und verlogen. Gespielt wurde das Stück «Durch die Gartenmauer» von Peter Howard unter der Regie von Victor de Kowa, einem begeisterten Caux-Anhänger, der Spalinger einmal auf dessen Einwände gegen die grauenhafte Kitschigkeit der Schlusszene antwortete: «Du musst den Mut haben wie der Erzengel Michael, frontal die Dinge zu sagen!» Spalinger charakterisiert mit vielen Einzelheiten den Theater- und Party-Betrieb der «Moralischen», bei denen schliesslich alles auf unverfrorene Geldschnorrerei hinausläuft. Ueber den künstlerischen Wert des Stückes, das wir nicht gesehen haben, wollen wir uns nicht äussern, von der kompetenten Theaterkritik der Theaterstädte Berlin und Wien ist es jedenfalls als «peinlich», «lächerlich», als «Kohlkopfstory», als von «tödlicher Primitivität» abgelehnt worden. In der Schweiz fand es aber Beifall beim Luzerner «Vaterland», was uns nicht wundert, und ausgerechnet beim «Freien Aargauer», was uns höchlichst erstaunt. Uns fehlt hier der Platz, um Spalingers amüsante Schilderungen von der Gesellschaft der moralischen Aufrüster mit Frack und Orden oder Nerzpelz und Juwelen auch nur auszugewisse wiederzugeben. Wir vermerken nur noch einen Satz aus Spalingers Interview: «Ich könnte Namen von früheren schweizerischen Frontisten nennen, die heute zu Caux gehören.» Damit allein ist Caux für alle anständigen Menschen hinreichend gekennzeichnet. wg.

Nur in Kanada?

Ein holländisches Ehepaar wanderte vor zehn Jahren aus Rotterdam nach Kanada ein und sollte nun eingebürgert werden. In der entscheidenden Sitzung des Einwanderungsgerichtes in Cayuga in der Provinz Ontario fragte der Gerichtspräsident das Ehepaar, ob es zur Kirche gehe und ob die Kinder die Sonntagsschule besuchten. Beide Fragen wurden verneint. Auf die Frage, ob er an Gott

glaube, antwortete der Holländer, dass dies eine persönliche Angelegenheit sei. Als der Richter auf einer Antwort bestand, erwiderte der Mann, er glaube nicht an Gott. Der Richter lehnte daraufhin den Antrag auf Gewährung der Staatsbürgerschaft ab mit der Begründung, dass die Eheleute nicht «Personen von gutem Charakter» im Sinne des Einbürgerungsgesetzes seien, da sie nicht an Gott glaubten. Diese Entscheidung führte zu einem heftigen öffentlichen Meinungsstreit, dem die Regierung durch eine Revision der Vorschriften künftig vorbeugen will. Aus «Freies Denken», Dortmund

*Es lebe Voltaire!*

Unser französisches Bruderorgan, «Le courrier rationaliste» vom Dezember 1964, tut wieder einmal einen Griff in Voltaires Werk hinein, und zwar einen glücklichen, herzerfrischenden Griff. In freier Uebersetzung:

Ein wackerer Dominikaner in Rom rüffelt einen englischen Forscher: «Du bist doch ein richtiger Hund! Du lehrst also, dass die Erde sich bewege, dass die Erde um die Sonne kreise und die Sonne still stehe; du denkst offenbar gar nicht daran, dass doch, nach dem biblischen Bericht, Josua die Sonne und nicht die Erde still stehen hiess, weil doch eben vorher die Sonne um die Erde kreiste.» Der englische Forscher darauf: «Ei ja, verehrter Pater, das ist es ja; seit jenem Befehl Josuas steht nun eben die Sonne still, und darum darf, ja muss ich das so lehren.»

In dieser Lösung haben sie sich gefunden, der römische Dominikaner und der englische Forscher. In den Armen liegen sich beide, und von nun an durfte man auch in Italien sich langsam mit dem Gedanken vertraut machen, dass es am Ende eben doch die Erde sei, die sich bewege und um die Sonne kreise.

Uns Heutigen tut doch gelegentlich ein heller Sonnenstrahl aus der frühlichen Weisheit Voltaires recht gut! O.

*Embarras de richesse!*

Im Hochsommer des Jahres 1964 untersuchte die westdeutsche Wochenzeitschrift «Der Spiegel» einmal die Frage, wie viel Geld eigentlich den beiden Grosskirchen Westdeutschlands zur Verfügung steht und wie sie zu diesem Geld kommen. Wir fassen das Ergebnis der «Spiegel»-Untersuchung in die folgenden Sätze zusammen:

1. Dank der CDU-Regierung ist es in der Bundesrepublik Gesetz, dass die Kirchensteuern durch die staatlichen Finanzämter nach ihren Unterlagen berechnet und auch eingezogen werden. Daher kommt es, dass die westdeutschen Kirchenämter über viel mehr Geld verfügen als die schweizerischen; denn dort fliesst der Segen direkt von oben her in die Kassen der Kirchen. Alles in allem betrugen die Einnahmen 1963 gegen drei Milliarden Mark. Dank dem Wirtschaftswunder sind sie in den letzten Jahren gewaltig angestiegen.

2. Dieser Goldregen erregt nicht nur Widerstand bei einigen Steuerzahlern, sondern auch Bedenken bei der Kirche selbst. Wir hören Stimmen von kirchlicher Seite, die so lauten: «Wir ziehen Leute zur Steuer heran, die das Christentum nicht leben. Für die meisten nominellen Christen ist die Kirche nur noch eine Sparkasse für das Feierliche im Leben.» — «Ich wäre glücklich, und viele meiner Brüder wären es auch, wenn bei uns historisch ein System gewachsen wäre, das die Freiwilligkeit deutlicher hervortreten liesse. Keinem Menschen sind Zwangssteuern angenehm.»

3. Es ist ein richtiger Embarras de richesse! Leider besteht wenig Aussicht, dass dieser Goldregen in die Kassen der beiden Landeskirchen auf ein vernünftiges Mass zurückgeführt wird, wenn einmal die SPD zur Herrschaft kommen sollte. Die heutigen stur konfessionellen Ansichten dieser Partei berechtigen zu keinen Hoffnungen. O.

*Aendert der Sowjetkommunismus seine Einstellung zur Kirche?*

Am 28. Dezember 1964 brachten die «Basler Nachrichten» die Meldung einer Presse-Agentur aus Moskau, wonach der «Kommunist», das offizielle Parteiorgan, die Russen ermahnt, ihre Haltung zur Religion zu überprüfen. Die Kirche mache eine tiefgreifende Umwandlung durch, sie wolle sich erneuern und die Zeit der Kreuzzüge und der Hexenjagden überwinden. Das verlangt auch vom Kommunismus her eine gewissenhafte Analyse dieser neuen Wirklichkeit. Kirche und Geistlichkeit müssten sich, wenn sie die Kontrolle über ihr Kirchenvolk nicht verlieren wollen, nach neuen